

# Wer spricht das wahre Deutsch?

Erkundungen zur Sprache  
im vereinigten Deutschland

*Herausgegeben von Ruth Reiher  
und Rüdiger Läger*

**Sonderdruck**

**Aufbau Taschenbuch Verlag**

*Dietrich Busse*

## Deutschland, die »schwierige Nation« – Mythos oder Wirklichkeit?

1.

Bundeskanzler Helmut Kohl hat kürzlich anlässlich der Trauerfeier für Willy Brandt seinen Amtsvorgänger u.a. mit dem Satz gewürdigt: »Angesichts seiner eigenen Erfahrungen mit zwei totalitären Diktaturen wußte Willy Brandt auch, daß dieses Deutschland ein schwieriges Vaterland ist.«<sup>1</sup> Er bezog sich damit zumindest implizit auf den früheren Bundespräsidenten Gustav Heinemann, der 1969 in seiner Antrittsrede geäußert hatte: »Es gibt schwierige Vaterländer. Eines davon ist Deutschland.«<sup>2</sup> Deutschland, die »schwierige« Nation, Deutschland, die »verspätete«<sup>3</sup>, die »verunsicherte«, die »verwirrte«<sup>4</sup>, die »verletzte«<sup>5</sup>, die »zerrissene« oder jüngst gar die »überforderte«<sup>6</sup> Nation, solche und ähnliche Bemerkungen über den deutschen Staat und die Deutschen selbst sind Legion; und zwar nicht erst heute, sondern schon seit fast zweihundert Jahren. In welchem Kontext solche Äußerungen auch immer getan wurden (ob in der Literatur, der Wissenschaft oder der Politik), sie haben wenigstens eines gemeinsam: sie drücken aus, daß die nationale Identität, d.h. das Verständnis von und das Selbstverständnis als Nation, für die Deutschen unterschiedlicher Epochen ein gewichtiges Problem darstellte und noch immer darstellt.

Solche Selbsteinschätzungen markieren (gerade auch in ihrer Intensität und Häufung) einen gewichtigen Unterschied zu anderen europäischen Staaten, in denen die nationale Identität nicht in vergleichbarer Weise zu einem Problem wurde. Diese Differenz, die im Topos der »schwierigen Nation« auf den Begriff gebracht ist, wird meist mit dem »Sonderweg« in Verbindung gebracht, den die Deutschen in der

neueren europäischen Geschichte in mehrfacher Hinsicht gegangen seien. Diese Sonderrolle, die Deutschland in der europäischen Staats-, Kultur- und Geistesgeschichte gespielt hat oder haben soll, ist nach der deutschen Wiedervereinigung (leider, wie man wohl sagen muß) wieder ein aktuelles Thema. Und zwar nicht nur, weil die Schwierigkeiten der Deutschen mit sich und ihrer Nation in der »Spaltung in der Einheit und Spaltung durch die Einheit« einen neuen Brennpunkt gefunden haben, die dem ostdeutschen Bürgerrechtler Schorlemmer zufolge nach wie vor zwischen Ost- und Westdeutschen besteht.<sup>7</sup> Eine neue Aktualität hat auch die Skepsis gegenüber dem zukünftigen Verhalten der wiedervereinigten Deutschen (wie Äußerungen vor dem französischen Europareferendum, aber auch aus anderen Ländern zeigen) – nach den vielen ausländerfeindlichen Gewalttaten der jüngsten Zeit ein berechtigtes Gefühl. Ist Deutschland also wieder eine »schwierige Nation«, und zwar nicht nur in der Selbsteinschätzung, sondern auch für die Nachbarn?

## 2.

Wenn man ein Verständnis für die nationalstaatliche Sonderentwicklung Deutschlands in den letzten zweihundert Jahren vermitteln will, und zwar sowohl hinsichtlich der Befindlichkeiten als auch hinsichtlich der faktischen politischen Geschichte, dann muß man die vielfältigen historischen Ursachen aufspüren und darstellen, die zu dieser Entwicklung beigetragen haben. Man kann diese Ursachen grob in zwei Gruppen zusammenfassen: Zum einen die politische Geschichte Deutschlands, die durch außen- und machtpolitische, staatsgeschichtliche, gesellschaftliche und ökonomische Faktoren bestimmt ist; und zum anderen die Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins und Begriffs von Nation, zu deren Klärung Faktoren wie Mentalität, Religion, Geistes- und Kulturgeschichte sowie die Literatur herangezogen werden können.

## 2.1

In staatsgeschichtlicher Hinsicht haben vor allem folgende Faktoren in Deutschland zur »verspäteten Nation« geführt, (wie Helmuth Plessner<sup>8</sup> die deutsche Sonderentwicklung auf den Begriff gebracht hat):

1. der als Folge des Dreißigjährigen Krieges seit dem Westfälischen Frieden von 1648 verfestigte Partikularismus der deutschen Klein- und Mittelstaaten, der einerseits von den äußeren Mächten aufgezwungen, andererseits aber auch von den deutschen Fürsten selbst gewollt war. Er verhinderte – zusammen mit der Religionsspaltung und dem aufkommenden Dualismus zwischen Preußen und Österreich – die Bildung eines einheitlichen Territoriums wie eines gemeinsamen Staatsgebildes. So forderte etwa noch 1850 Bismarck, daß niemals zugelassen werden dürfe, »daß in Deutschland etwas geschehe ohne Preußens Einwilligung«<sup>9</sup>.

2. die Unmöglichkeit, in der europäischen Mittellage Deutschlands diejenige Einheit von Sprache, Territorium und Staat herzustellen, die nach modernem Verständnis für eine Nation kennzeichnend ist. Es hat in Deutschland stets an allen drei Bedingungen der Nationenbildung zugleich gemangelt: Wegen des Partikularismus gab es keinen einheitlichen Staat (das Heilige Römische Reich war längst ein politischer Leichnam); die deutsche Sprache wurde auch in Gebieten gesprochen, die sich längst von Deutschland losgelöst hatten (siehe die Schweiz); und schließlich umfaßten deutsche Staaten Territorien, in denen kein Deutsch gesprochen wurde (siehe etwa das östliche Preußen oder Böhmen und Mähren) und die z.T. noch nicht einmal zum Reich gehörten (wie Ungarn). Dies alles hat dazu geführt, daß selbst auf dem Höhepunkt der deutschen Einigungsbestrebungen Mitte des 19. Jahrhunderts niemals eindeutig war, was mit »Deutschland« von seiner äußeren Abgrenzung her eigentlich gemeint sei. Ein Reflex davon ist die Tatsache, daß noch nach dem Ersten Weltkrieg im nunmehr geschrumpften Österreich selbst bei Sozialisten der Wunsch nach einer »Wiedervereinigung« mit dem Deutschen Reich

stark ausgeprägt war; an diesem geographischen Verständnis von »Deutschland« hat erst die Hitlerdiktatur etwas geändert. Die vierzigjährige Teilung in zwei deutsche Staaten als Folge des Zweiten Weltkriegs hat diese Probleme bis ans Ende des 20. Jahrhunderts verlängert.

3. die verspätete Modernisierung und Industrialisierung Deutschlands. Der Partikularismus hatte lange die Bildung eines einheitlichen Wirtschaftsraums verhindert, der die Voraussetzung für den Aufbau moderner Wirtschaftsstrukturen war. Es wird oft vergessen, daß die deutsche Einheit im 19. Jahrhundert nicht nur aus politischen, sondern – wie etwa von Friedrich List – vehement auch aus wirtschaftlichen Gründen gefordert worden war. Wenn sich die deutschen Fürsten nach 1848 eher widerwillig auf den Prozeß der zunehmenden staatlichen Einigung einließen, dann nur deshalb, weil die Abschaffung der über vierzig Zoll- und Währungsgrenzen und damit die Schaffung eines einheitlichen Wirtschaftsraums sich nicht länger aufschieben ließ, wollte man nicht vollends den Anschluß an die Moderne verpassen. Bismarcks Zollunion und der auf ihr aufbauende Norddeutsche Bund waren wichtigere Faktoren der deutschen Staatsbildung im 19. Jahrhundert als die republikanischen Schwärmereien des Bildungsbürgertums.

Und schließlich 4. das Fehlen eines politisch mächtigen Wirtschaftsbürgertums. Die Französische Revolution konnte vor allem auch deshalb gelingen, weil der Dritte Stand, d.h. das wirtschaftlich zunehmend stärker gewordene Bürgertum, ein nicht mehr zu übergehender Machtfaktor geworden war. In Deutschland existierte ein vergleichbar mächtiges Bürgertum infolge kleinstaatlicher Zersplitterung und dadurch bedingter Verspätung des wirtschaftlichen Aufschwungs nicht. Statt dessen gab das Bildungsbürgertum den Ton an. Außerdem gab es in Deutschland eine schon von Tocqueville<sup>10</sup> so bezeichnete »Mittelklasse« von Staatsbeamten, die aufgrund ihrer Funktion eher auf seiten der herrschenden Fürsten standen und keinen Anlaß sahen, ein Standesbewußtsein gegen diese zu entwickeln,

d.h., als eine bürgerliche Freiheitsrechte einfordernde revolutionäre Klasse in Erscheinung zu treten.

All diese Faktoren (und noch andere) haben dazu geführt, daß der erste deutsche Einheitsstaat erst durch die Politik Bismarcks 1871 geschaffen wurde; es war eine Einheit von oben, aufgrund machtpolitischer Entwicklungen und wirtschaftlicher Notwendigkeiten, unter der Hegemonie Preußens und ohne bürgerliche Freiheitsrechte, die so erreicht war. Wie wenig diese brüchige Einheit als Bildung einer Nation im modernen westeuropäischen Sinn aufgefaßt werden kann, zeigt eine Bemerkung Bismarcks selbst, der 1863 schrieb: »Für deutsche Nationalität habe ich gar keinen Sinn, mir ist ein Krieg gegen den König von Bayern oder Hannover gerade so viel wie gegen Frankreich.«<sup>11</sup> Und einer seiner Mitarbeiter äußerte sogar weit nach 1871, daß die eigentliche innere Reichsgründung noch ausstehe.<sup>12</sup>

Deutschland fehlte somit der entscheidende Impuls der nationalen Selbstkonstitution des Volkes durch eine demokratische und womöglich republikanische Verfassung als das wesentliche Merkmal einer modernen Nation. Deutschland war, wie man es mit einer Definition des Soziologen Lepsius<sup>13</sup> sagen kann, eine rein obrigkeitstaatlich und machtpolitisch hergestellte Staatsnation, die sich nach innen als Volksnation und Kulturnation zu legitimieren und so ihre nationale Identität zu finden suchte, während der für die anderen modernen Nationen entscheidende identitätsstiftende Akt der Bildung einer Staatsbürgernation ausgeblieben war. Es ist ein weiteres Merkmal der historischen Verspätung Deutschlands als Nation wie als Demokratie, daß ein auf staatsbürgerlichen Rechten beruhender Staat zweimal, und zwar 1918 und 1949, nicht aufgrund innerer freiheitlicher Impulse gegen das alte Regime erkämpft, sondern nur als unabwendbares Resultat seines Zusammenbruchs hingenommen worden war. Auch in der Bundesrepublik und der DDR war die deutsche Nation daher keine Selbstverständlichkeit, sondern ein Problem; zum einen existierten zwei deutsche Staaten, so daß die Nation wieder (oder weiterhin) gespalten war, zum

anderen war der deutsche Nationalstaatsgedanke durch Ersten und Zweiten Weltkrieg und nationalsozialistische Verbrechen zunächst einmal vollständig desavouiert; und schließlich, was die jüngste Periode nach der Wiedervereinigung betrifft, stehen der nunmehr vereinigte deutsche Staat und seine Bevölkerung vor den immensen Problemen einer neuerlichen und erheblichen sozialen, ökonomischen und sicherlich z. T. auch kulturellen inneren Spaltung.

## 2.2

Neben die sozusagen äußeren (d.h. staatspolitischen, sozialen und ökonomischen) Aspekte dessen, was Deutschland in der Geschichte und auch heute noch zu einer »schwierigen Nation« gemacht hat, treten als weiterer wesentlicher Faktor die inneren, sozusagen subjektiven Aspekte. Damit meine ich die in der deutschen Geistes- und Kulturgeschichte, in den Wandlungen und Besonderheiten des deutschen nationalen Selbstverständnisses und des deutschen Begriffs von Nation begründeten Ursachen für die deutsche demokratische und nationale Verspätung und Sonderrolle. Die sich im 19. Jahrhundert von der bis dahin gemeinsamen europäischen Tradition abspaltende Begriffsgeschichte von »Nation« im Deutschen ist ein wichtiges Indiz für abweichende Bewußtseinslagen in staatspolitischer Hinsicht. Während sich etwa in Frankreich mit der Revolution aus den ursprünglich gemeinsamen lateinischen Wurzeln der Begriff der Staatsbürgernation entwickelte, blieb im Deutschen bis heute ein Verständnis im Sinne von »Kulturnation« und »Volksnation« bestimmend. Dies wird etwa deutlich, wenn noch jüngst der Ministerpräsident eines Bundeslandes fordern mußte, Deutschland solle von seinem »völkischen Nationalbegriff« abgehen.<sup>14</sup>

Ich muß in diesem Rahmen auf eine ausführliche Begriffsgeschichte verzichten und kann zum spezifisch deutschen Verständnis von »Nation« nur einige Anmerkungen machen.<sup>15</sup> Aus den angedeuteten Gründen war in Deutsch-

land, anders als etwa in Frankreich. Träger der Nationalidee das Bildungsbürgertum, dem als politische Waffe lediglich die Mobilisierung der öffentlichen Meinung zur Verfügung stand. »Das Bürgertum versammelte sich im Konzertsaal, nicht auf dem Forum, Harmonien suchend, nicht Differenzen«, beschreibt der Soziologe Harry Pross diesen Zustand.<sup>16</sup> Die reale Machtlosigkeit machte das Bildungsbürgertum zusammen mit der ihm eigenen Ausbildung und Interessenlage empfänglich für eine von historischen Mythen gespeiste Prägung des Nationalverständnisses im Sinne einer Volks- und Kulturnation. Romantische Geschichtssehnsucht mußte bis auf die angebliche Blütezeit eines Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation im Hochmittelalter zurückgreifen, um einen positiven Bezugspunkt für nationale Identität zu gewinnen.<sup>17</sup> Dies führte zu dem, daß der deutsche Nationalstaatsgedanke sich vor allem in einer Wiederbelebung der Reichsidee entwickelte, die aber gegenüber bürgerlichen Freiheitsgedanken indifferent war. Zum anderen führte es zu einer Hervorhebung und Verherrlichung der eigenen Lebensformen, d.h. der angeblich »typisch deutschen« Eigenschaften; und zwar wohl vor allem deshalb, weil nur aus der gemeinsamen Alltags- und Hochkultur die Gemeinsamkeit des deutschen Volkes begründet werden konnte, solange eine Selbstkonstitution als Staatsbürgernation nicht möglich war. Der Begriff der Nation bezeichnete daher in Deutschland im 19. Jahrhundert immer noch etwas Zukünftiges, etwas, auf das sich die Hoffnungen richteten und das erst herzustellen sei – es war ein Sollensbegriff, kein Seinsbegriff. Heinrich Heine quittierte dies mit der sarkastischen Bemerkung, die Deutschen besäßen die Herrschaft nur »im Luftreich der Träume«<sup>18</sup>, und Ernst Scherenberg rief aus: »Mein Deutschland – du bleibst Poesie.«<sup>19</sup>

Die deutsche Nationalstaatsidee hat sich, viel stärker als dies bei anderen europäischen Ländern der Fall war, damit in doppelter Weise in Abgrenzung nach außen entwickelt. Einerseits politisch dadurch, daß die Einigungsbestrebungen ihren Kristallisationspunkt ausgerechnet in den Be-



freiungskriegen gegen die napoleonische Besatzung hatten; und zum anderen durch eine idealisierende Überhöhung des »Deutschtums«, das lange Zeit scheinbar das einzige Kriterium für die Notwendigkeit der Bildung eines nationalen Einheitsstaates war. Dadurch verschmolz im Bewußtsein vieler Deutscher die Ablehnung der Besatzer mit einer Verächtlichmachung der ihnen zugeschriebenen kulturellen Eigenheiten zu jenem völkischen Nationalismus, der dann vor allem für die Geschichte des deutschen Reiches zwischen 1871 und 1945 so verhängnisvoll werden sollte. Besonders fatal war dabei die Tatsache, daß mit Napoleon zugleich die Ergebnisse der Französischen Revolution bekämpft wurden.<sup>20</sup> Hier liegt der Ursprung für die Trennung von äußerer und innerer Freiheit, d.h. von staatlicher Einheit und Unabhängigkeit und staatsbürgerlichen Rechten, die in Deutschland die Verbreitung des Begriffs der Staatsbürgernation lange verhindert hat. Einheit und Freiheit konnten so in der deutschen Geschichte lange gegeneinander ausgespielt werden.

Symptomatisch für die den Deutschen in besonderer Weise eigene Identitätsstiftung durch Abgrenzung nach außen mag das berühmte Gedicht Ernst Moritz Arndts aus den Freiheitskriegen sein:

Was ist des Deutschen Vaterland?  
So nenne mir das große Land!  
So weit die deutsche Zunge klingt.  
[...]  
Das ist des Deutschen Vaterland,  
Wo Zorn vertilgt den welschen Tand,  
Wo jeder Franzmann heißet Feind,  
Wo jeder Deutsche heißet Freund,  
Da soll es sein.<sup>21</sup>

(Nur nebenbei bemerkt: Der damalige amtierende Bundesratspräsident, der mecklenburg-vorpommersche Ministerpräsident Bernd Seite, hätte, wenn er in seiner Ansprache beim Staatsakt zum Tag der deutschen Einheit die

Frage aus diesem Gedicht des von ihm als mecklenburger Landsmann angesprochenen Arndt zitiert, auch bedenken sollen, welche Assoziationen dessen damals gegebene Antwort heute wecken könnte.) Die Abgrenzung nach außen war dabei eine doppelte: Sie richtete sich zum einen gegen die verfeinerte Lebensweise im Westen (d.h. die der Franzosen, aber auch des eigenen Adels); siehe den »welschen Tand« bei Arndt. Sie richtete sich aber auch gegen die angebliche Kulturlosigkeit der Slawen, d.h. gegen die Polen im Osten, wie etwa aus Gustav Freytags Roman »Soll und Haben« deutlich wird.<sup>22</sup>

In diesem Roman sind alle Aspekte des spezifisch deutschen Nationalbegriffs und -gefühls in bemerkenswerter Verdichtung zusammengefaßt. Man könnte ihn vielleicht den deutschen Roman des 19. Jahrhunderts schlechthin nennen (oder vielleicht treffender: den Roman des »Deutschtums«). Dieses schon 1855 erschienene Buch ist bis fast in unsere Tage hinein immer wieder in hohen Stückzahlen aufgelegt und verkauft worden. Es war bis in die sechziger Jahre ein klassisches Konfirmationsgeschenk und fehlte wohl in kaum einer bildungsbürgerlichen Bibliothek. Der Roman enthält neben dem Zentralmotiv der sozialen und wirtschaftlichen Emanzipation des Bürgertums (das allerdings frei von allen demokratischen Ambitionen bleibt) eine gehörige Portion fein dosierten Antisemitismus und Kulturchauvinismus, der vor allem gegen Osten gerichtet ist. Der Held des Romans, Anton Wohlfahrt, begründet gegenüber seinem kosmopolitisch eingestellten Freund Fink, warum er, der Kaufmann, in der von Preußen besetzten polnischen Landschaft das Gut eines Adligen gegen die Angriffe der polnischen Freiheitskämpfer verteidigen und erhalten will. Es ist der Stolz auf das deutsche Wesen, auf die Überlegenheit der deutschen Kultur, die er zur Legitimation anführt: »Auf unserer Seite ist die Bildung, die Arbeitslust, der Kredit«, mit anderen Worten: »deutsche Tüchtigkeit«; dies alles rechtfertigt für ihn, »als einer von den Eroberern, [...] für freie Arbeit und menschliche Kultur einer schwächeren Rasse die Herrschaft über den Boden abgenommen [zu] haben«.<sup>23</sup> Alles

Polnische ist negativ dargestellt: Der Ackerboden »vernachlässigt«, die Ställe »erbärmlich«, die Frauen »unsauber«, die Männer »kein Vertrauen einflößend«, das Vieh »schlechte Rasse«, die Gebäude »trostlos« und die Wohnhäuser »dürftig«. Dagegen ist alles Deutsche positiv dargestellt – und eben: typisch deutsch: Das Dach »repariert«, ein kleiner Garten angelegt, das Kind ist brav und blond, die Frau sauber und ordentlich, der Mann jung und stattlich, das Zimmer behaglich, der Kaffee brodelt auf dem Herd, und ein Gesangbuch und eine Rute sind, als Symbole deutscher Zucht und Sitte, natürlich auch vorhanden.<sup>24</sup> In diesem Roman kann man schon sehr früh das Entstehen jener problematischen und spezifisch deutschen Mischung aus mangelndem Staatsbürgerbewußtsein, Obrigkeitshörigkeit, Überbetonung angeblich deutscher Eigenschaften und aggressiver Wendung dieses völkischen Selbstbewußtseins nach außen beobachten, die zum Topos des Deutschenbildes (und wohl auch zur deutschen Realität) im 20. Jahrhundert werden sollte.

Aus soziologischer Sicht ist es durchaus zweifelhaft, ob so etwas wie »deutsches Nationalbewußtsein« oder »deutsche Mentalität« überhaupt existiert und ob sich dahinter nicht nur Vorurteile verbergen. Sieht man jedoch Aussagen zur nationalen Identität der Deutschen durch, so ist schon erstaunlich, wie festgefügt und übereinstimmend die Urteile von Deutschen über Deutsche sind, und zwar ganz unabhängig davon, von welcher Seite des politischen Spektrums sie stammen. Dies gilt für Aussagen, die den Deutschen Sklavenmentalität (wie Heine<sup>25</sup>) oder Untertanenverhalten (wie Max Weber<sup>26</sup>) attestieren oder sie schlicht als politikfeindlich und damit -unfähig qualifizieren (wie Thomas Mann<sup>27</sup>); das gilt aber auch für Aussagen, die ihr »unentwickeltes Nationalgefühl«<sup>28</sup> oder sogar ihren »Kosmopolitismus«<sup>29</sup> beklagen, wie konservative Redner es selbst auf dem Höhepunkt des deutschen Nationalismus tun. Deutlich wird aus solchen Äußerungen vor allem, daß die Deutschen in nationaler Hinsicht immer ein Volk waren, das sich seiner eigenen Identität nicht sicher war. Dafür spricht

schon deren ständige Thematisierung; der gelegentlich überbordende Nationalismus kann als Reaktion auf eine solche Unsicherheit gewertet werden. Es ist schon überraschend, wie stabil in allen deutschen Parlamenten seit 1867 der Topos des zu schwach ausgebildeten deutschen Nationalbewußtseins geblieben ist. Wenn denn die Deutschen wirklich eine »schwierige Nation« sein sollten und das nicht nur ein gern gepflegter Mythos ist, dann vielleicht – unabhängig von allen äußeren Faktoren – allein schon deshalb, weil sie selbst sich für eine solche halten. Ein Indiz dafür mag die nach der Wiedervereinigung aufgekommene neuerliche Aktualität des Topos sein, daß die Deutschen ein Volk seien, das sich zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Diese Eigenschaft seiner Landsleute hat Tucholsky zu der sarkastischen Bemerkung veranlaßt: »Nie geraten die Deutschen so außer sich, wie wenn sie zu sich kommen wollen.« Eine leider wieder aktuelle Einschätzung.

### 3.

Der Philosoph Karl Jaspers meinte in den fünfziger Jahren: »Wir sind mit keinem unserer je dagewesenen Staaten identisch.«<sup>30</sup> Betrachtet man die nationale Identität und das nationale Selbstbewußtsein der Deutschen vom Zweiten Weltkrieg bis heute, dann muß man natürlich feststellen, daß die im deutschen Namen (und das heißt: auch und gerade im Namen des »deutschen Wesens«, des »Deutschtums«) begangenen kriegerischen Akte und Verbrechen die ohnehin schon aus der Geschichte überlieferten Probleme des deutschen Nationalbewußtseins noch erheblich verschärft haben. Die deutsche nationale Identität war – zumindest für die Anhänger eines republikanischen und demokratischen Begriffs der Nation im Sinne einer Staatsbürgernation – durch eine doppelte Schmach belastet. Zum einen durch das Mißlingen der republikanischen Selbstkonstitution der Deutschen als Staatsbürgervolk aufgrund autoritärer Hörigkeit und Indifferenz gegenüber den Spiel-

regeln demokratischer Politik; und zum anderen durch die Diskreditierung, die sich die »einige deutsche Nation« aufgrund ihres übersteigerten und völkisch determinierten Nationalismus, ihres Expansionsdrangs und ihrer kulturellen Selbstherrlichkeit selbst zugefügt hatte. Der Nationalgedanke war dadurch nach 1945 sozusagen »befleckt«. Dies brachten vor allem die Intellektuellen und Schriftsteller zum Ausdruck, die die deutsche Vergangenheit zu verstehen suchten. Zwar kann man einerseits feststellen, daß Umfragen zufolge – entgegen den Behauptungen konservativer Politiker – auch die Deutschen der Bundesrepublik mehrheitlich stolz auf die eigene Nation äußerten (zwar weniger als die Franzosen, aber genausoviel wie die Holländer);<sup>31</sup> doch drückten andererseits die Werke vieler Nachkriegsschriftsteller und -intellektuellen vor allem das Unbehagen an der eigenen Nation und die Scham über die jüngste Geschichte aus. Wenn es richtig war, von Deutschland als der »verunsicherten Nation«, der »schwierigen«, der »suchenden Nation« zu sprechen, dann waren vor allem sie es, die diese Prädikate rechtfertigten.

So dichtete Bertolt Brecht schon während des Zweiten Weltkrieges:

O Deutschland, bleiche Mutter!  
Wie sitztest du besudelt  
Unter den Völkern. [...]  
Wie haben deine Söhne dich zugerichtet  
Daß du unter den Völkern sitztest  
Ein Gespött oder eine Furcht.<sup>32</sup>

Gespött oder Furcht: In diesen von Brecht vermuteten Gefühlen anderer Nationen gegenüber Deutschland zieht sich die ganze Geschichte der deutschen Sonderentwicklung fokusartig zusammen: Gespött wegen der kulturellen und geistigen Verspätung der Deutschen als europäische Nation; wegen ihrer Obrigkeitshörigkeit, ihrer romantischen Innerlichkeit und ihrer bis dahin gezeigten Unfähigkeit zu demokratischer, zivilisierter Politik. Furcht wegen der schreck-

lichen Auswirkungen, die das Handeln des deutschen Staates jeweils hatte, wenn der Nationalismus (ob in imperialistischer oder in rassistischer Färbung) an seinen Höhepunkt kam.

Besonders intensiv aber bringt Hans Magnus Enzensberger 1960 in seinem Gedicht »Landessprache« das Unbehagen der westdeutschen Nachkriegsintellektuellen über ihr Land zur Sprache.<sup>33</sup> »Was habe ich hier verloren, in diesem land«, fragt sich der Autor, in einem Land, das ihm als »mundtotes feindesland« vorkommt; mundtot, so kann man vermuten, wegen der Sprachlosigkeit gegenüber den Verbrechen der Geschichte. Identitätslos ist dieses »nacht- und nebelland«, »von abwesenden überfüllt, die wer sie sind nicht wissen noch wissen wollen«. Dieses Land, äußerlich wie innerlich zerrissen, gespalten, »zerrauft sich sorgfältig mit eigenen händen«, »ein aufgetrenntes, inwendig geschiedenes herz«. Und dann erinnert Enzensberger im Zentrum seines Gedichtes, den Bogen zurück schlagend bis an den Beginn des deutschen nationalen Denkens, an Hölderlins »Gesang des Deutschen«, dessen Worte er aufnimmt, um sie in die ihm einzig zeitgemäß erscheinende Form umzuwandeln. Dichtete Hölderlin:

O heilig Herz der Völker, o Vaterland!  
Allduldend gleich der schweigenden Mutter Erde und  
allverkannt.<sup>34</sup>

so antwortet Enzensberger darauf:

deutschland, mein land, unheilig herz der völker,  
ziemlich verrufen, von fall zu fall,  
unter allen gewöhnlichen leuten

»Deutschland, bleiche Mutter«, »deutschland, unheilig herz«, es ist das Bild des Fluches, der auf Deutschland lastet, das sich hier in den Gedichten Brechts und Enzensbergers wiederholt. 1977 schreibt Martin Walser dazu: »Wir haben die ganze Geschichte geerbt« und kleidet dies in die Metapher: »Wir alle haben auf dem Rücken den Vaterlandsleichenam,

den schönen, den schmutzigen, den sie zerschnitten haben.«<sup>35</sup>

Walser ist es auch, der den jüngeren Westdeutschen dann in den achtziger Jahren eine mangelnde Identifikation mit ihrer Nation und deren Geschichte vorgeworfen hat: »Die Überlebenden und die Angehörigen der Opfer sehen sich wie durch einen Opernbühnentrick plötzlich nur noch entspannten, modernen, von allem Verbindlichen emanzipierten Individuen gegenüber. Deutsche, was ist das? Ost? West? Deutsches Volk? Nie gehört. Man ist allenfalls Kölner, Berliner, Stuttgarter, Franke oder Westfale, aber doch nicht Deutscher.«<sup>36</sup> Im neuesten »Kursbuch« wird diese Haltung großer Teile der jüngeren Generation so beschrieben: »Deutschland ist modern, aber nicht deutsch.«<sup>37</sup> Sollte diese Beschreibung zutreffend sein, was ich einmal offenlassen möchte, dann ist jedenfalls durch die deutsche Wiedervereinigung das Problem des »Deutschseins« wieder mit Macht ins Bewußtsein der gesamten Nation gerückt worden. War in der alten Bundesrepublik die Identifikation mit dem Staatswesen mittlerweile so ausgeprägt, daß der Philosoph Jürgen Habermas den »Verfassungspatriotismus« – eine für Deutschland völlig neue Vokabel – ins Zentrum des Diskurses über die nationale Identität rücken konnte, so meinte er, nach der Wiedervereinigung enttäuscht konstatieren zu müssen, daß nunmehr ein »DM-Nationalismus« an dessen Stelle gerückt sei.<sup>38</sup> Die Ungleichheit der Erfahrungen, und sicher auch vieler Einstellungen, von Ost- und Westdeutschen hat die nationale Identität in diesem Lande neuerlich in eine Schiefelage gebracht.

Vor allem sind es aber die zur Zeit bestehenden erheblichen ökonomischen und sozialen Unterschiede zwischen den beiden Teilen des wiedervereinigten Deutschland, die eine in sich selbst ruhende, ihrer Identität gewisse deutsche Nation in der näheren Zukunft eher nicht erwarten lassen. Für diese Vermutung sei nur ein Umfrageergebnis als Indiz genannt: Fühlten sich im Juni 1990, also unmittelbar vor der Währungsunion, 66% aller Ostdeutschen »eher als Deutsche« und nur 28% »mehr als Bürger der DDR«, so hat

sich das Verhältnis inzwischen nahezu umgekehrt: Nur noch eine Minderheit sieht sich in erster Linie als Deutsche, mehr als die Hälfte empfinden sich vor allem als Bürger der zusammengebrochenen DDR.<sup>39</sup> Friedrich Schorlemmer, einer der Bürgerrechtler der DDR, heute SPD-Politiker, sprach daher vor kurzem von der »Spaltung in der Einheit« und der »Spaltung durch die Einheit«, die heute eine politische Realität sei.<sup>40</sup>

Es muß dann nicht mehr verwundern, daß in dieser Form lange nicht gehörte Einschätzungen des deutschen Selbstgefühls wieder zum Vorschein kommen. So sprach vor einigen Tagen der Schriftsteller F. C. Delius in einem Zeitungsinterview von der »überforderten Nation« und hob die neuerliche »Schwierigkeit der Deutschen mit ihrer Identität hervor«, die er folgendermaßen beschrieb: »Viele Deutsche kommen mit ihrem Deutschsein nicht zurecht. Die einen leugnen es, die anderen übertreiben. Wer beispielsweise sagt, ›Ich bin ein Deutscher‹, macht sich, egal welche Betonung fällt, irgendwie lächerlich. Es klingt aggressiv. Wir merken sofort, da verdreht einer etwas. Wir merken zumindest die Unsicherheit, gerade über das, was er da behauptet. Und weil diese Behauptung ihn selbst nicht so recht überzeugt, macht er sogleich irgendeine Minderheit dafür verantwortlich, daß der Satz ihm nicht die gewünschte Sicherheit verschafft.«<sup>41</sup> Der Interviewer zieht aus diesen Bemerkungen das Fazit: »Deutschland ist nervös. Und die Nachbarn bekommen Angst.« Eine – wenn es denn stimmt – aus der Geschichte leider nur allzu bekannte Situation.

#### 4.

Entsprechen nun die Kennzeichnung Deutschlands als »schwierige Nation« und die Vielzahl ähnlicher Topoi der Selbst- und Fremdeinschätzung der nationalen Befindlichkeit der Deutschen einer Realität, oder sind sie vielleicht nur ein Mythos? Man kann aus der bisherigen Betrachtung wohl am ehesten die Antwort ableiten: beides. Es entspricht



einer aus vielfältigen und durchaus unterschiedlichen Faktoren gespeisten historischen Realität, daß die Vereinigung der Deutschen zu einer Nation ebenso wie die Schaffung eines zur Identifizierung einladenden demokratischen Staatswesens in der Geschichte mit ungleich mehr Schwierigkeiten belastet war als bei den anderen großen westeuropäischen Völkern. Mögliche spezifisch deutsche Verhaltensweisen und Mentalitäten waren im Hinblick auf diese historische Entwicklung ebensowohl Faktor wie auch Ergebnis. Die Frage danach zu stellen, was zuerst da war, bringt hier wenig. Dies ist die eine Seite, die Seite der historischen Realität der Deutschen als eine – auch und gerade für die Nachbarn – »schwierige Nation«.

Die andere Seite ist eine nicht zu leugnende Tendenz zur Mythenbildung, zur Verfestigung von Selbsteinschätzungen der Deutschen zu Topoi, die seit dem 18. Jahrhundert in erstaunlich beständiger Form überliefert worden sind. Solche Topoi sind in der Geschichte der letzten zweihundert Jahre immer wieder zu unterschiedlichen Zwecken funktionalisiert worden. Sei es, daß im Kaiserreich die angebliche nationale Indifferenz und der Kosmopolitismus der Deutschen dazu benutzt wurden, sie zu einem aggressiven Nationalismus anzufeuern; sei es, daß der Hinweis auf angebliche typische Eigenschaften der Deutschen dazu benutzt wurde, ihre Unfähigkeit zum Vollzug einer wirklichen demokratischen Revolution bzw. Staatsbildung zu rechtfertigen. So wurde etwa nach dem Zweiten Weltkrieg das »seltsame Volk«, wie 1949 der neugewählte Bundespräsident Theodor Heuss seine Landsleute genannt hat, dafür verantwortlich gemacht, daß sich 1933 niemand energisch der Machtübernahme durch Hitler widersetzt hatte. In dieser Hinsicht sind die erwähnten Mythen in verschiedensten Richtungen, von Anhängern unterschiedlichster politischer Strömungen gerne und häufig benutzt worden, um dem berechtigten Anspruch der Nachbarn, daß die Deutschen zu einer gewöhnlichen europäischen Normalität finden müßten, die Nötigung zu eigener Verantwortung zu nehmen oder solche Ansprüche zumindest abzu-

mildern. Wenn in der Gegenwart wieder zunehmend von einer »schwierigen« oder einer »nervösen« Nation die Rede ist, dann entspricht dies einerseits sicherlich einer gewissen sozialen und politischen Wirklichkeit im Deutschland nach der Wiedervereinigung. Man wird aber sorgfältig beobachten müssen, ob nicht wieder einmal der Versuch gemacht wird, wirkliche oder angebliche National-Charaktere »der Deutschen« als Topoi zu funktionalisieren, d.h., sie zu Mythen der Entschuldigung für fehlendes oder unzureichendes Handeln zu machen.

- 1 Fraas/Steyer 1992.
- 2 Zitiert nach Greiffenhagen 1979, S. 5.
- 3 Titel des Buches von Plessner 1959 (zuerst 1935).
- 4 Die »Verwirrten Deutschen«, Titel eines Buches von Manfred Rommel.
- 5 Titel des Buches von Noelle-Neumann/Köcher 1987.
- 6 F.C. Delius, nach Süddeutsche Zeitung, 2./3./4.10.1992, S. 19.
- 7 Fernsehinterview »Wortwechsel«, Südwestfunk, 3. Programm, 4.10.1992.
- 8 Plessner 1959.
- 9 »Ich suche die preußische Ehre darin, daß Preußen vor allem sich von jeder schmachvollen Verbindung mit der Demokratie entfernt halte, daß Preußen in der vorliegenden wie in allen anderen Fragen nicht zugebe, daß in Deutschland etwas geschehe ohne Preußens Einwilligung«. Rede Bismarcks vor dem Preußischen Abgeordnetenhaus am 3.12.1850, nach Meyer/Langenheck 1966.
- 10 de Tocqueville Alexis: L'ancien regime, (dt. Ausg.) S. 284; zitiert nach Sauer 1962, S. 168.
- 11 Brief an den Grafen von Thun, zitiert nach Schweitzer 1979, S. 23.
- 12 Zitiert nach Sauer 1962, S. 179, Fußnote 49.
- 13 Lepsius 1982, S. 12 ff.
- 14 Rudolf Scharping, nach Süddeutsche Zeitung, 13.10.1992.
- 15 Vgl. dazu aber den Überblick von Dierse/Rath 1971, Sp. 406 ff., hier 407.
- 16 Pross 1991, S. 101.
- 17 Vgl. dazu Plessner 1959, S. 18 ff.
- 18 Heine: Deutschland, ein Wintermärchen. Caput VII, 7. Strophe.

- 19 Zitiert nach Blum 1897, S. 13.
- 20 Vgl. dazu Röhrich 1983, S. 12.
- 21 Arndt o.J., S. 126.
- 22 Freytag 1855.
- 23 Ebenda, S. 680 f. Aus einem Gespräch zwischen Anton Wohlfahrt und seinem Freund Fink über Bleiben oder Gehen auf dem Gutshof im polnischen Teil Preußens. »In einer wilden Stunde habe ich erkannt«, fuhr Anton fort, »wie sehr mein Herz an dem Lande hängt, dessen Bürger ich bin. Seit der Zeit weiß ich, weshalb ich in der Landschaft stehe. Um uns herum ist für den Augenblick alle gesetzliche Ordnung aufgelöst, ich trage Waffen zur Verteidigung meines Lebens, und wie ich hunderte andere mitten in einem fremden Stamm. Welches Geschäft auch mich, den einzelnen, hierher geführt hat, ich stehe jetzt hier als einer von den Eroberern, welche für freie Arbeit und menschliche Kultur einer schwächeren Rasse die Herrschaft über diesen Boden abgenommen haben. Wir und die Slawen, es ist ein alter Kampf. Und mit Stolz empfinde ich: auf unserer Seite ist die Bildung, die Arbeitslust, der Kredit. Was die polnischen Gutsbesitzer hier in der Nähe geworden sind – und es sind viele reiche und intelligente Männer darunter –, jeder Taler, den sie ausgeben können, ist ihnen auf die eine oder andere Weise durch deutsche Tüchtigkeit erworben. Durch unsere Schafe sind ihre wilden Herden veredelt, wir bauen die Maschinen, wodurch sie ihre Spiritusfässer füllen; auf deutschem Kredit und deutschem Vertrauen beruht die Geltung, welche ihre Pfandbriefe und ihre Güter bis jetzt gehabt haben. Selbst die Gewehre, mit welchen sie uns zu töten suchen, sind in unseren Gewehrfabriken gemacht oder durch unsere Firmen ihnen geliefert. Nicht durch eine ränkevolle Politik, sondern auf friedlichem Wege, durch unsere Arbeit, haben wir die wirkliche Herrschaft über dieses Land gewonnen. Und darum, wer als ein Mann aus dem Volk der Eroberer hier steht, der handelt feige, wenn er jetzt seinen Posten verläßt.«
- 24 Ebenda, S. 554 ff.
- 25 Heine o.J., S. 463.
- 26 Zitiert nach Sauer 1962.
- 27 Zitiert nach Greiffenhagen 1979, S. 35.
- 28 »In unserem Nationalgefühl ist doch außerordentlich viel unentwickelt. Wir haben noch viel suchendes.« Rede des Zentrumsabgeordneten Dr. Georg Schreiber im Reichstag am 15.2.1923, zitiert nach Schweitzer 1979, S. 188. Vgl. auch: Ernst Lieber (Zentrumsabgeordneter, im Reichstag am 17.2.1899): »Es ist noch gar nicht lange her, daß man in

Deutschland vor allen Dingen deutsch zu sein gelernt hat, und vielleicht hat man es in manchen Theilen des Reichs noch heute nicht gelernt. Wir Alten, die wir in der Zeit des Deutschen Bundes groß geworden sind, wir werden aus unserer eigenen Geschichte bezeugen müssen, daß wir in erster Reihe Preußen, Bayern, Sachsen [...] usw. waren und nur ganz nebensächlich Deutsche. [...] Während die uns umgebenden Nationalitäten auf ein viele Jahrhunderte altes Bewußtsein ihres Volksthums zurückblicken, ist bei uns Deutschen das Bewußtsein deutschen Volksthums ein verhältnißmäßig noch sehr junges.« Zitiert nach Schweitzer 1979, S. 79.

- 29 Bernhard Graf von Bülow (Reichskanzler, am 16.3.1905 im Reichstag): »Gut und edel zu sein ist dem Deutschen im allgemeinen auch heute noch mehr Bedürfnis, als national und politisch geschickt und geschickt zu handeln. Wir sind darin gerade umgekehrt wie andere Völker, die sagen und denken: right or wrong, my country. Wir sind nun einmal weltbürgerlich angelegt – jawohl, das sind wir; wenn Sie, wie ich, lange im Ausland gelebt hätten, so würden Sie wissen, daß das deutsche Volk von allen Völkern am kosmopolitischsten veranlagt ist – wir müssen uns geradezu zwingen, national zu denken, und wie der Augenschein lehrt, gelingt das vielen nicht einmal. Wir haben uns im Laufe unserer Geschichte auch ungefähr für alle fremden Völker begeistert.« Zitiert nach Schweitzer 1979, S. 79.
- 30 Zitiert nach Greiffenhagen 1979, S. 35.
- 31 Daten nach Noelle-Neumann/Köcher 1987, S. 50.
- 32 Brecht 1981, S. 487 f.
- 33 Enzensberger 1960, S. 7 ff.
- 34 Hölderlin 1984, S. 311 ff.
- 35 Walser 1977; zitiert nach Domdey 1992.
- 36 Walser 1979; zitiert nach Domdey 1992.
- 37 Domdey 1992.
- 38 Habermas 1990, S. 62 f.
- 39 Daten nach Die Zeit, Nr. 38 vom 11.9.1992, S. 23.
- 40 Fernsehinterview »Wortwechsel«, Südwestfunk, 3. Programm, 4.10.1992.
- 41 F.C. Delius, Interview in der Süddeutschen Zeitung, 2./3./4.10.1992, S. 19.

## Literatur

- Arndt, Ernst Moritz (o.J.): Werke. Auswahl in 12 Teilen, Hrsg. v. A. Lesson und W. Steffens, 1. Teil, Berlin.
- Blum, Hans (1897): Die deutsche Revolution 1848-49. Leipzig.
- Brecht, Bertolt (1981): Gedichte. Frankfurt am Main.
- Dierse, U. / Rath, H. (1971): Nation, Nationalismus, Nationalität. In: J. Ritter u.a. (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 6, Darmstadt, Sp. 406 ff., hier 407.
- Domdey, Horst (1992): Feindbild BRD. In: Kursbuch 109.
- Enzensberger, Hans Magnus (1960): Landessprache. Gedichte. Frankfurt am Main.
- Freytag, Gustav (1855): Soll und Haben. Leipzig.
- Greiffenhagen, Martin und Sylvia (1979): Ein schwieriges Vaterland. Zur politischen Kultur Deutschlands. München.
- Habermas, Jürgen (1990): Der DM-Nationalismus. In: Die Zeit, Nr. 14, S. 62 f.
- Heine, Heinrich : Werke. Hrsg. v. Paul Stapf, Wiesbaden o.J.
- Hölderlin, Friedrich (1984): Sämtliche Werke. Kritische Textausgabe. Hrsg. v. D.E. Sattler, Bd. 5., Frankfurt am Main.
- Lepsius, M. Rainer (1982): Nation und Nationalismus in Deutschland. In: Heinrich August Winkler (Hrsg.): Nationalismus in der Welt von heute. Göttingen (= Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für historische Sozialwissenschaft, Sonderheft 8), S. 12 ff.
- Meyer, Hermann / Langenheck, Wilhelm u.a. (Hrsg.) (1966): Grundzüge der Geschichte. Quellenband II, Frankfurt am Main.
- Noelle-Neumann, Elisabeth / Köcher, Renate (1987): Die verletzte Nation. Über den Versuch der Deutschen, ihren Charakter zu ändern. Stuttgart.
- Plessner, Helmuth: Die verspätete Nation. Über die Verführbarkeit bürgerlichen Geistes. Frankfurt am Main 1959 (zuerst 1935); zitiert nach: ders.: Gesammelte Schriften, Bd. VI. Frankfurt am Main 1982.
- Pross, Harry (1991): Ritualisierung des Nationalen. In: Link, Jürgen/Wülfing, Wulf (Hrsg.): Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Strukturen und Funktionen von Konzepten nationaler Identität. Stuttgart.
- Röhrich, Wilfried (1983): Die verspätete Demokratie. Zur politischen Kultur der Bundesrepublik Deutschland. Köln.
- Sauer, Wolfgang (1962): Das Problem des deutschen Nationalstaates. In: Politische Vierteljahresschrift 3., S. 168 ff.
- Schweitzer, Carl Christoph (1979): Die deutsche Nation. Aussagen von Bismarck bis Honecker. Köln.
- Walser, Martin (1977): Über Deutschland reden. Zitiert nach Horst Domdey: Feindbild BRD. In: Kursbuch 109, 1992.

In den beiden deutschen Staaten bildeten sich mit den verschiedenen Wirtschafts- und Sozialsystemen auch Unterschiede im öffentlich-politischen und privaten Sprachgebrauch heraus. Nach dem Fall der Mauer konnten Ost- und Westdeutsche ungehindert miteinander sprechen, doch ihre Verständigungsprobleme sind nicht behoben, in vielen Bereichen wachsen sie seit dem Vollzug der Einheit sogar an. Wissenschaftler aus den alten und neuen Bundesländern untersuchen Ursachen und Folgen solcher häufig mit Emotionen beladenen Kommunikationskonflikte. Neben der Alltagssprache der Frau und des Mannes auf der Straße sowie von Jugendlichen steht der Umgang mit Konflikten in der Sprache der Politik und in der Presse im Zentrum der Studien.

Die Analysen nach der »Wende« fallengelassener, weitergebrauchter oder neuentstandener Begriffe und Deutungsmuster, des Bedeutungswandels einzelner Wörter bzw. des spezifischen Sprachverhaltens von Politikern, Journalisten, Schriftstellern schließen die kritische Reflexion des gesellschaftlichen Kontextes ein.

RUTH REIHER, Jahrgang 1938. Studium der Germanistik und Geschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin, Promotion und Habilitation auf dem Gebiet der deutschen Gegenwartssprache. Lehre und Forschung zur deutschen Sprache des 20. und des 19. Jahrhunderts. Professorin für Sprachwissenschaft des Deutschen an der Humboldt-Universität zu Berlin.

RÜDIGER LÄZER, Jahrgang 1959. Studium der Germanistik, Anglistik und der Pädagogik an der Humboldt-Universität zu Berlin, Promotion auf dem Gebiet der Germanistischen Linguistik mit einer Arbeit zu Pressekommentaren. Zur Zeit sprachwissenschaftlicher Assistent am Institut für deutsche Sprache an der Humboldt-Universität.

# Inhalt

Vorbemerkung . . . . .	7
Dietrich Busse: Deutschland, die »schwierige Nation« – Mythos oder Wirklichkeit? . . . . .	8
Wolfgang Teubert: Sprachwandel und das Ende der DDR . . . . .	28
Bert Bresgen: Grenzgänger und Wiedergänger. Zur Berichterstattung des »Neuen Deutschland« über die Öffnung der ungarischen Grenze im September 1989 . . . . .	53
Rüdiger Läger: Der gewendete Journalismus im Unter- gang der DDR. Zum Wandel von Strategien der Kom- mentierung innenpolitischer Konflikte . . . . .	87
Rainer Jogschies: Die vier Wände nach dem Fall der Mauer. Warum die westdeutsche Berichterstattung über die Vereinigung ab Herbst 1989 die Trennung ver- größerte . . . . .	107
Colin Good: Die sprachliche Inszenierung der Haupt- stadtdebatte. Oder: »Wie kann es Konsens in einer Frage geben, die eine klassisch-klare Entscheidung erfordert?« . . . . .	117
Armin Burkhardt: Vergangenheitsüberwältigung. Zur Berichterstattung über die »Affäre Fink« in deut- schen Medien . . . . .	126
Ruth Reiher: Das »Zu-sich-selber-Kommen des Men- schen«. Zum Umgang mit Konflikten in der Kommu- nikation der DDR . . . . .	147
Caja Thimm: »Ja, liebe Zeit – das war doch charmant vorgetragen!« Weibliche Sprachform als Anlaß poli- tischen Konfliktes . . . . .	161

Helmut Schönfeld: Auch sprachlich beigetreten? Sprachliche Entwicklungen im zusammenwachsenden Berlin . . . . .	187
Jürgen Beneke: »Am Anfang wollten wir zueinander ...« – Was wollen wir heute? Sprachlich-kommunikative Reflexionen Jugendlicher aus dem Ost- und Westteil Berlins zu einem bewegenden Zeitthema	210
Johannes Volmert: »Asylantendebatte« in Ost und West. Ein Lehrstück über die Instrumentalisierung politischer Vorurteile . . . . .	239
Paul-Hermann Gruner: »Rechte« Karriere eines »linken« Wortes? Vom Aneignungsdrang der Kampfsprache der Republikaner am Beispiel der Revolutionslösung »Wir sind das Volk« . . . . .	272